

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Eine Werbung.

Eine Neujahresfresse von Anna Lahr (Friedenau).

(Nachdruck verboten.)

Hein Holtmann war kein fester Kech. Wenn man ihm eine Arbeit auftrag, mußte man sie ihm zweimal erklären. Aber was er glücklich einmal in seinen Kopf gefriert hatte, das sah

„Nein!“ Friß Wolpers hatte es in grenzenlosem Stauern ausgerufen. Und er war selber gleich hinterher wieder zweifelhaft geworden, ob es denn auch wirklich Hein gewesen war, den er in der Dämmerung in den Laden der Marguerite Durand hatte treten sehen. Nein, wenn er sich's überlegte, sicher war er seiner Sache durchaus nicht. Es war überhaupt nichts sicher an diesem dunstigen Abend, wo die Gassen voll dichten Nebel standen, als wäre die ganze Welt eine dampfende Waschlüche. Und dann — es sah Hein so gar nicht ähnlich. Andere kauften wohl einmal über ihren wirklichen Bedarf hinaus in der Hoffnung, sie möchten in dem Lädchen statt der alten Marguerite die jetzige, schone, junge Suzanne treffen, die zuweilen, aber im ganzen enttäuschend selten, bei der Bedienung der Kunden half. Andere taten das. Aber Hein?

Uebrigens er selber, Friß Wolpers, hatte er heute nicht auch etwas kaufen wollen? Was doch gleich? Er konnte sich nicht darauf besinnen. Aber es würde ihm schon wieder einfallen.

Er kreuzte die Straße, öffnete die schmale Ladentür und trat ein, im voraus halb überzeugt, daß er doch wieder nur die schlampige alte Marguerite finden würde.

Einen Augenblick lang blendete ihn die kleine Hängelampe. Dann konnte er um sich sehen.

Und da — er wollte es kaum glauben — da war es also doch Hein Holtmann gewesen. Denn da stand er und schloß ein Geschäft ab mit keiner anderen als mit der hübschen Suzanne.

Ganz schnell ging das nicht, denn das Mädchen konnte kein Deutsch und der Soldat kein Französisch. Sie waren beim Rechnen, wobei sie die Finger zu Hilfe nahmen. Niedliche kleine Fingerchen hatte Suzanne. Endlich schien es zu stimmen. Von Heins Stirn schwand die Falte, die ihm das Nachrechnen gemacht hatte, er steckte das Kaufgeld ein und sie gab ihm seine Waare, ein Paar winzige, rotbemalte, mit geschweiften Linien verzierte Holzschuhchen, aus deren Fußloch je ein gelbseidenes Nadelkissen mit roter Nässe leuchtete.

Während Hein mit seiner frostroten Nase danach langte, öffnete sich die Stubentür, und Marguerite erschien. Im Nu war auch schon Suzanne durch dieselbe Tür verschwunden.

„Oha!“ sagte Friß Wolpers.

Hein drehte sich um, erkannte ihn und wurde plötzlich rot. Friß lachte und Hein sah ihn eine Weile unsicher an.

„Es tut nicht gerade nötig,“ begann Hein endlich, „daß du davon groß redest,“ und er tippte auf die Schuhchen, die er sorgsam in der Hand hielt wie ein zerbrechliches Spielzeug.

Der andere klopfte ihm auf die Schulter: „Du bist nicht schlecht, mein Junge, du bist nicht schlecht. Aber das wird mir wahrhaftig schwer fallen, nichts davon zu erzählen, daß du Suzanne den Hof machst.“

Hein machte große Augen: „Was? Ich Suzanne den Hof machen?“

„Wozu sonst kaufst du denn Nadelkissen, gerade Nadelkissen?“

„Einfach weil ich sie brauche!“

Damit ging er. Friß Wolpers kopfschüttelnd hinter ihm drein. Erkannt sah Marguerite ihnen nach.

„Und was machst du mit Nadelkissen?“ wiederholte Friß Wolpers hartnäckig, als sie draußen waren. „Wenn du sie wirklich nicht um Suzanne willen gekauft hast!“

„Ach, ihr mit eurer Suzanne!“

„Hübsch ist sie doch!“

„Hübsch? O ja. Gewiß! Aber so ein Püppchen! Kein Arm voll, weißt du! — Na, also darum habe ich die Dinger wahrhaftig nicht gekauft, sondern — sondern wegen Grete Böh.“

„Meine Güte! An die denkst du noch?“

„Warum nicht?“

„Mich dünkt, ihr habt euch doch so ein drei, vier Jahre oder länger nicht gesehen!“

„Länger. Michi waren es schon vier Jahre, daß ich in Altenhagen war und daß meine Tante dort mich fragte, was ich zu Grete Böh meinte. Und das habe ich mir nun in den Kopf herumgehen lassen.“

„All die Zeit?“

„Ja, ich habe da immer ab und zu mal an sie gedacht. Und ich meine: ich nehme sie. Und dafür habe ich die Schafchen gekauft.“

„Als Präsent für Grete Böh?“

„Ja, ich dachte, es wäre ein netter Anfang, wenn ich ihr die schicke. Ich hatt' mir das ja noch ein bißchen überlegt. Aber da ist noch einer, der Grete Böh will.“

„Da würde ich mich freilich ein bißchen dranhalten,“ lachte Friß Wolpers.

*

Frühling, Sommer und Herbst waren darüber hingegangen. Heins Kompanie war hierhin und dorthin geworfen worden. Aber als das Jahr sich neigte, bezog sie alte Quartiere. Wer gerade abgelöst und in Reservestellung war, konnte wieder bei Marguerite Durand kaufen. Auch Suzanne war noch da und, wenn möglich, noch sparsamer mit ihrer Gegenwart als früher. Sie war noch immer nicht, was Hein Holtmann „einen Arm voll“ nannte, und es schien nicht viel Aussicht zu sein, daß sie es je würde.

Friß Wolpers saß neben Hein Holtmann in seinem Quartier auf der Bank.

„Sag' mal, was ist eigentlich damals aus deinen Schuhchen geworden?“ fragte er, sich plötzlich erinnernd. „Du weißt doch noch, aus dem Nadelkissen für Grete Böh?“

Hein zuckte die Achseln.

„Daß du nie eine Antwort darauf bekommen?“

„Nein, nie!“

„Es ist aber doch recht lange her. So elf Monate gut und gern. Du meinstest damals, im neuen Jahr würdest du wohl von Grete Böh hören.“

„It aber nichts von geworden,“ entgegnete Hein gleichmütig. Friß setzte zweimal die Pfeife ab und sagte zweimal nichts. Aber das dritte Mal fragte er: „Du, Hein, was hast du ihr eigentlich damals dabei geschrieben? Wenn du mir das vielleicht mal sagen wolltest.“

„Geschrieben? Nichts.“

„Was? Du hast doch einen Brief beigelegt!“

„Kein Wort.“

„Mensch! Und da wunderst du dich, daß sie nicht antwortet! Da kann sie doch gar nicht wissen, von wem das Geschenk war!“

„Was was!“ sagte Hein unruhig. „Nicht wissen können! Das kommt sie sich doch wohl denken.“

„Über was hast du denn nicht geschrieben?“

„Ja, weißt du, das ist so eine Arbeit. Erst braucht man reines Papier und Tinte. Und hat man das, dann kratzt die Feder. Und dann komme ich da überhaupt schlecht mit zustande, weil ich immer alle Wörter anders schreiben, als man denkt. Darum hab' ich das immer noch ein bißchen aufgeschoben.“

„So! — Und der andere? Du sagtest, da wäre noch einer, der sie wohl möchte. Wenn der dir nun zugekommen ist, du!“

„Zum ersten Male kam Bewegung in Heins Blick. „Meinst du?“ fragte er unruhig.

„Zeit genug gelassen hast du ihm jedenfalls.“

„Ja, das wäre doch! Das wäre mir nun wirklich nicht recht.“ Er zog die Stirn in schwere Falten. „Ja, da müßte ich mir doch wohl einmal schreiben.“ Er war noch nicht schlüssig. Aber er erwog: „... doch wohl einmal schreiben.“ Und die Falten auf seiner Stirn vertieften sich noch.

„Ich tät's,“ riet der andere.

„Ja, ich glaube wirklich, es wäre das Richtige. Bloß — was soll ich schreiben?“

„Na, Hein, das ist doch leicht. Neujahr ist ja vor der Tür. Da hast du gleich eine Anknüpfung. So etwa: In dem vergangenen Jahre hättest du doch gesehen, daß es nicht gut wäre, wenn der Mensch allein sei. So ohne Frau, das wäre doch nichts, besonders wenn man im Felde ist: alle die Verheirateten kriegten Strümpfe und Wäsche geschickt. Du hättest nichts gekriegt. Ob sie da nicht ein Einsehen haben und deine Frau werden wollten. Sieh, so schreibt man so was. Du mußt auch mal ein bißchen schlant sein. Immer grübeln, das führt zu nichts.“

„Ja, du hast recht. Ich muß die Sache im alten Jahre noch in die Reihe bringen. Ich will schreiben.“ Er war nun fast entschlossen. Wenn ihm nur noch einer das Schreiben hätte abnehmen wollen. Es war eine so unbehagliche Arbeit. Lieber schanzte!

„Was ist denn da draußen eigentlich los?“ fragte Fritz Wolpers, schob das Fenster auf und steckte den Kopf hinaus. „Feldpost!“ rief er vorbeiehende Kameraden an. „Bakete? Nichts für mich? Was, Karl Schöning aus Altenhagen hat Schinken gekriegt? Herin mit ihm!“

Einen Augenblick später war das Stübchen voller Soldaten. Karl Schöning aus Altenhagen war der Mittelpunkt. „Jawohl, hab' ich Schinken gekriegt. Und für dich, Hein, geräucherten Speck.“

„Von meiner Tante!“ rief Hein erfreut. „Ist doch eine alte treue Person!“

„Ist sie auch, Hein. Aber diesmal ist der Speck nicht von ihr.“

„Was? Nicht von meiner Tante?“ Hein wurde ein wenig verwirrt. „Von ihr nicht? Ja, von wem denn aber? Doch nicht —“

„Sieh selbst!“ Karl Schöning hielt den Brief hin, den ihm seine Mutter, die alte Botenfrau Schöning, auf klein-karriertem Papier geschrieben hatte. Mit dem Daumen zeigte er auf eine Stelle.

„Hein las: „Gestern war auch ein junges Mädchen bei mir (ihren Namen soll ich aber beiläufig nicht nennen), die hat mir Speck gebracht. Und den solltest du an Hein Holtmann geben. Ihr war' seine Adresse nicht bekannt. Aber sie hätte wohl so gehört, daß er auch da wäre, wo du bist. Dabei sagen brauchtest du nichts. Er wüßte schon Bescheid.“

„So was!“ rief Fritz Wolpers, der über Heins Schulter mitgelesen hatte.

„Das kann nur Grete Boff gewesen sein,“ entschied Hein rotglühend vor Freude. „Das ist doch nun mal schön von ihr. Siehst du, Fritz, der andere ist mir nicht zugekommen. Und was ich dir sagte: sie hat gewünscht, daß die Kadelstiften von mir waren. So ein Mädchen!“

„Ja, Hein, die nimm du! Die paßt zu dir. Die hat dein Tempo.“

„Was meinst du damit?“

„O, ich meine man, die übereilt sich auch just nicht. Heute ist gerade der letzte Tag von dem „neuen Jahr“, in dem du auf Antwort gerechnet hast.“

„Und habe ich nicht Antwort?“ triumphierte Hein. Dann wandte er sich an die anderen: „Na, Kinder, laßt uns man erst wieder nach Hause kommen, dann lade ich euch alle zur Hochzeit ein.“

„Hurra!“

Fritz Wolpers zupfte ihn lachend am Ärmel: „Halt mal! Man fällt dir ja ganz aus deiner Gegenwart. Von wegen Hochzeit! Weißt du denn schon so sicher, ob Grete Boff dich auch will?“

„Ob sie will? Na, das ist doch klar. Wozu hätte sie mir sonst wohl den Speck geschickt! Junge, ist der fein! Riech da mal an!“

„Sehr gut geräuchert.“

„Na, Hein, was bist du wohl froh?“ fragte Fritz Wolpers, als das mitternächtliche Prost Neujahr verklungen war.

„Mächtig.“

„Daß du deine Grete kriegst.“

„Ja,“ sagte Hein, „daß es alles so schön klar geworden ist und,“ er atmete tief auf, „daß ich da nun nicht mehr um zu schreiben brauche.“

Rückblicke auf das Weltkriegsjahr 1915.

II.

Nordöstlicher Kriegsschauplatz.

Deutsch-Russische Kämpfe bis Ende April.

1. Stand am Jahresbeginn.

Den Stand der Kriegslage im Osten am Jahresbeginn 1915 kann man kurz dahin zusammenfassen, daß das Ringen der kunstvollen Truppenführung, unterstützt durch große moralische, körperliche und technische Ausbildung der Truppen selbst, gegen den Druck einer ungeheuren zahlenmäßigen Ueberlegenheit noch unentschieden war.

Zwar hatten wir zunächst den unvergeßlichen Sieg bei Tannenberg (27. bis 29. August), Anfang September denjenigen bei Insterburg, Mitte November bei Błocławec und Kutno, Anfang Dezember bei Łódź zu buchen, wohl hatten auch die Oesterreicher bei Praszniß (23. bis 26. August), ja sogar eigentlich bei Lemberg (Ende August), dann wieder nach ihrer Rückwärtsbewegung bei Bimanowa (12. Dezember) gesiegt, wohl befanden sich in unseren und österrreichischen Gefangenlagern schon über eine halbe Million gefangener Russen, denen nur eine verschwindende Anzahl gefangener Deutscher und eine mindestens recht geringe Anzahl Oesterreicher gegenüberstand, wohl hatten die Russen eigentliche Schlachtenerfolge kaum aufzuweisen, und dennoch war der Druck der ungeheuren Massen so stark, die durch großen Ueberfluß an Menschenmaterial möglich werdenden Umfassungsmärsche der Russen so drohend, daß die kurz vorher noch siegreichen Oesterreiche und Deutschen sich immer wieder zu weiteren rückwärtigen Bewegungen genötigt sahen.

In Bezug auf Landgewinn hatten die Russen einen kleinen Vorsprung. Von Ostpreußen besaßen sie zwar nur einen ganz schmalen Grenzstreifen mit den Städten Eydtkuhnen, Goldap, Lyck und Johannisburg, dafür aber auch weitaus den größten Teil von Galizien und sogar den Nordzipfel der Bukowina. Uebererwärts hatten die verbündeten Kaiserkräfte von Westpolen einen Teil besetzt, der westlich ungefähr durch die Linie Soldau (Ostpreußen)—Tarnow (Galizien) begrenzt wurde. Im ganzen mochten die Russen (völlig genaue Bestimmungen sind nicht möglich) etwa 3000 Quadratkilometer preussisches und 60 000 Quadratkilometer österrreichisches Gebiet besetzt halten, während die Kaiserkräfte sicher noch nicht mehr wie knapp 50 000 Quadratkilometer von Polen inne hatten; der Vorsprung der Russen war also immerhin noch erheblich.

Glücklicherweise sollte es bald anders kommen. Nachstehend folgen die wichtigsten Merktage aus den Kämpfen der Hindenburgischen Deeresgruppe, bis zu dem Zeitpunkte, als infolge des Dunajec-Durchbruches eine völlig neue Lage eintrat.

2. Vorbereitungen zu neuen Unternehmungen.

Januar 1915. Verhältnismäßige, überwiegend allerdings nur scheinbare Ruhe auf diesem Kriegsschauplatze. Ein Teil der deutschen Truppen dringt langsam längs der Weichselnebenflüsse Bzura, Rawka und Piliza vor, da die Russen ihre Hauptstoßkraft nach den beiden Flügeln, also nach Galizien und nach der ostpreussischen Grenze verlegt hatten, wo eine große, aus sechs bis acht Korps bestehende neue Armee unter Baron v. Sievers gebildet wurde. Den anderen Teil seiner Truppen aber brachte Hindenburg nach Ostpreußen, wo er zu einem neuen großen Schlage ausholte.

3. Winterschlacht in Masuren (7. bis 14. Februar).

Aus den von Russisch-Polen her zurückgeführten Truppen und mittlerweile zahlreich eingetroffenen Verstärkungen hatte Hindenburg inzwischen zwei neue Armeen, eine bei Tilsit unter Generaloberst v. Eichhorn und eine in der Gegend von Ortelsburg unter General v. Below gebildet. Die Schlacht beginnt am 7. Die Russen werden von drei Seiten in eisernen Klammern gefaßt. Am 14. wird das von einer russischen Nachhut gehaltene Lyck gestürmt, wo kurz danach der deutsche Kaiser eintrifft. Die Russen werden von allen Teilen des Schlachtfeldes auf die Linie Suwalki-Augustow zurückgedrängt, von wo aus sie in wirrem Durcheinander nach Osten zurückflüchten. Ergebnisse der Schlacht: Endgültige Befreiung Ostpreußens, 100 000 Gefangene, 300 Geschütze, ungeheure Vorräte und Kriegsmaterial.

4. Kleinere Kämpfe bis Ende April.

22.—26. Februar. Kämpfe bei Praszniß (südwestlich des Schlachtfeldes Masuren). Nach einem kleinen Geschehen am 22. wird die Stadt am folgenden Tage gestürmt; zusammen 14 000 Gefangene, 20 Geschütze und ein großes Lager von Maschinengewehren.

1.—11. März. Die Russen sind nach ihrer schweren Niederlage in Masuren inzwischen von bereit gehaltenen Reservisten auf-

genommen und durch Nachschübe wesentlich verstärkt worden. Sie versuchten auf der Linie von Augustow bis Braschnisch an verschiedenen Stellen neue Vorstöße. Unterdessen ist die deutsche Front in der Mitte teilweise einige Kilometer zurückgebogen und die Hauptkraft auf die beiden Flügel gelegt worden, um eine neue Umklammerung einzuleiten. Um dieser Gefahr zu entgehen, gibt der russische Befehlshaber, nachdem er in zahlreichen kleineren Gefechten 12 000 Gefangene abgegeben und starke blutige Verluste erlitten hat, am 11. erneut Befehl zum allgemeinen Rückzuge.

18.—22. März. Russischer Raubeinfall in den Nordostzipfel Ostpreußens. Nemel zwei Tage in russischem Besitz. Fast alle aus Nemel verschleppten Einwohner können befreit und ein großer Teil des russischen Raubes diesen wieder abgejagt werden. März-Ergebnis. Sicherung der ostpreussischen Grenze, 66 000 Gefangene, 9 Geschütze, 61 Maschinengewehre.

Der April brachte bis gegen sein Ende nur kleinere, unbedeutende Gefechte.

5. Einmarsch in Kurland.

Zwei Kolonnen, eine von Schmaleningken nach Norden und eine von Memel nach Osten, gehen am 27. April mit dem gemeinsamen Ziele Schaulen vor, ohne zunächst Widerstand zu finden. Schaulen wurde am 30. genommen.

Offenbar fand die Unternehmung gerade zu dieser Zeit deshalb statt, um die Russen zu verhindern, ihre Front in Westgalizien, deren Durchstoßung inzwischen hinreichend vorbereitet und für die allernächste Zeit in Aussicht genommen war, mindestens nicht zu stärken, möglicherweise sogar zu schwächen. Der Zweck wurde voll erreicht.

Von diesem Zeitpunkte ab wird der Zusammenhang der Vorgänge im Osten so eng, und die Wechselwirkung zwischen den Kämpfen der verbündeten deutsch-österreichischen Heere so stark, daß das ganze Gebiet nur in einem gemeinsamen Bilde betrachtet werden kann.

III.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Russisch-Österreichische Kämpfe bis Ende April.

1. Stand am Jahresbeginn.

Der ursprüngliche Feldzugsplan der Russen wurde von dem Gedanken geleitet, gegen Deutschland zunächst nur mäßige Kräfte zu verwenden, hingegen gleich im ersten Ansturm mit ungeheuren Massen über Österreich herzufallen und dieses zu zermalmen, worauf es dann, so rechnete man, nicht schwer sein werde, auch mit Deutschland tabula rasa zu machen. An sich war dieser Gedanke naheliegend. Daß er im Grunde genommen gleich von vornherein mißlang, lag daran, daß die Russen trotz ihrer großen Ueberzahl in allen Feldschlachten nur Niederlagen erlitten. Immerhin fielen die ersten Schläge für Österreich hart genug aus. Schon von Anfang September an mußten sie den größten Teil Galiziens räumen. Heldenmütig stellten sie sich Anfang Oktober zum zweiten Male. Wiederum war der Sieg mit ihnen, und die von ihnen gewonnene Schlacht von Jaroslaw zwang die Russen sogar — leider nur für kurze Zeit — die Belagerung von Przemyßl aufzugeben. Aber jetzt nahm das Ansehen der russischen Reserven einen geradezu heuschreckenartigen Charakter an. Umgehungsgefahren nötigten die Verbündeten, also auch die Deutschen, zu einem zweiten Rückzuge, der etwa am 10. November seinen Höhepunkt erreichte.

Dann kam die Erlösung. Truppenverschiebungen vom Westen nach dem Osten sowie zahlreiche Nachschübe ermöglichten den dritten Angriff gegen die Russen. Er richtete sich gegen das Herz von Polen und gelang vollkommen. Am Jahreschlusse hatten die Deutschen Russisch-Polen sozusagen bis an die Tore von Warschau besetzt. Den Österreichern war die hierdurch bewirkte Verminderung des ihnen entgegenstehenden Druckes insoweit zugute gekommen, als sie in Ungarn und Galizien ihre Stellungen gegenüber dem Novemberstand auf der ganzen Linie bis zum Schlusse des Jahres um 10—20 Kilometer vorschieben konnten, während sie allerdings in der Bukowina nach eine weitere kleine Ecke hinzuverloren.

So war die Lage am Jahresbeginn; von jetzt ab ging die weitere Entwicklung folgendermaßen vor sich:

2. Kämpfe vom Jahresbeginn bis zum Dunajec-Durchbruch.

21. Januar. Der russische Vormarsch in den Bukowina erreicht seinen Höhepunkt; der Rückschlag beginnt, und schon am nächsten Tage erobern die Österreicher die Stadt Kretschaba und die die Stadt beherrschenden Höhen zurück; die Russen erleiden schwerste Verluste.

25. Januar. Beginn der ersten Karpathenschlacht. Es gelingt den Österreichern durchgehends, die Bahnhöfen wieder zu gewinnen; innerhalb einer Woche machen sie 10 000 Gefangene.

2. Februar. In den Karpaten wird zum ersten Male die Teilnahme der deutschen Truppen am Kampfe offiziell gemeldet.

9. Februar. In der Bukowina bringen die Österreicher bis zur Suczawa vor; der Rückzug der Russen nimmt teilweise fluchtartigen Charakter an.

13. Februar. Die Österreicher gehen an mehreren Stellen der Karpathenfront von der Abwehr zum Angriff über.

16. Februar. Die Österreicher gewinnen in Südostgalizien die bedeutende Stadt Kolomea (50 000 Einwohner) und in der Bukowina am folgenden Tage Czernowitz zurück.

21. Februar. Die Gesamtzahl der seit dem 1. Februar erbebrachten Gefangenen (Karpaten und Bukowina) beträgt 41 000.

21. März. Auf der ganzen Karpathenfront beginnt nach kurzer Zeit verhältnismäßiger Ruhe ein neuer Zeitschnitt heftiger russischer Angriffe; die Russen erringen nirgendwo nennenswerte Vorteile, erleiden vielmehr ungeheure Verluste und werden nicht nur in ihrer Angriffs-, sondern auch in ihrer Verteidigungskraft zermürbt.

22. März. Fall von Przemyßl nach viereinhalfmonatlicher Belagerung wegen völligen Mangels an Verpflegungsmitteln.

26. März. In der Bukowina werden die Russen bis an die russische Grenze zurückgetrieben.

31. März. Im Monat März haben die Österreicher den Russen 40 000 Gefangene und 8 Maschinengewehre abgenommen.

4.—5. April. Osterschlacht in den Karpaten in der Gegend des Latorca-Tales. Die Russen erleiden eine sehr blutige Niederlage und geben außerdem 10 000 Gefangene ab.

12. April. Die am 21. März begonnene Angriffsbewegung der Russen erlahmt; sie hat ihnen keine Vorteile gebracht und ungeheure Opfer gekostet.

18.—20. April. Nachdem die Russen die Ansjichtslosigkeit ihrer Frontangriffe eingesehen haben, versuchen sie im Czirak-Tal bei Nagypolom ein Umgehungsmanöver; sie erleiden schwerste blutige Verluste und geben 3000 unverwundete Gefangene ab.

24. April. Es beginnen die ersten Vorbereitungen der Deutschen und Österreicher zu dem beabsichtigten großen Durchbruch; die Russen werden aus einer Stellung zu beiden Seiten des Dravatales hinausgeworfen, das sie monatelang zah vertheidigt hatten.

Die nächste Woche brachte nur mehr kleinere Kampfhandlungen. Die Saat viermonatlichen heldenmütigen Aushaltens — man schätzte die Gesamtverluste der Russen während der Karpathenkämpfe auf eine halbe Million —, welches den Schlußstein eines weitläufigen strategischen Planes bildete, war herangereift und die Schmittler zauderten nicht, ihr blutiges Erntewort zu beginnen.

Der deutsche Erfinder des Unterseebootes und seine Schicksale.

Jetzt, wo die Schriftsteller der Entente um die Wette bemüht sind, den Deutschen auf den Gebieten der Wissenschaft und Technik alle Originalität abzuspochen, ist es wohl am Plage, daran zu erinnern, daß die originellste und kühnste aller modernen Seelaufschwärmer, das Unterseeboot, zuerst von dem Deutschen Wilhelm Bauer erfunden worden ist. Ueber ihn und seine Erfindung erschien im Jahre 1859 bei C. C. Buchner in Bamberg eine Schrift unter dem Titel „Die unterseeische Schifffahrt“, worin Ludwig Hauff, dem Bauer das gesamte Material zur Verfügung gestellt hatte, die Geschichte des Erfinders und seiner Erfindung atmenmäßig darlegte. Nachdem diese Schrift, die man den Wiegendruck der Unterseeboot-Literatur nennen könnte, längst zur Seltenheit geworden ist, wird sie jetzt von demselben Bamberger Verlage in einem Neudrucke der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht. Wilhelm Bauer, der als Sohn eines Chevaurliegers-Wachtmeysters 1822 zu Dillingen in Bayern geboren war, machte als Unteroffizier in der bayerischen Artillerie den Feldzug in Schleswig-Holstein mit und geriet im Jahre 1849, als die dänischen Kriegsschiffe in Sundewitt den Deutschen durch ihr Kanonenfeuer so bedeutenden Schaden zufügten, und namentlich, als eine dänische Bombe dicht vor ihm einschlug, auf den Gedanken, ob denn nicht eine Maschine zu erfinden sei, die sich unbenutzt den Schiffen nähern und diese „explodieren“ könnte. Die Entrüstung über die Schlappe, welche die Deutschen durch die Dänen erlitten, und die Sehnsucht, seine Landsleute an ihnen zu rächen, war so groß, daß sich der Gedanke einer ganz und gar bemächtigte und er unablässig darauf sann, ob er denn nicht eine Maschine der gedachten Art erfinden könnte. Nachdem er mit den bayerischen Truppen in seine Heimat zurückgekehrt war, stellte er sofort in München die ersten Versuche mit einer in spezifische Schwere zum Wasser gebrachten Fischele an, welche ihn in seinem Plane bestärkte; und da in Bayern für sein Vorhaben nichts zu hoffen war, so nahm er seinen Abschied und trat in die hollsteinische Artillerie als Unteroffizier. Nachdem von einer Marinekommission seine Erfindung als ausführbar erkannt worden war, erhielt er zum Baue eines Modells auf Rechnung der hollsteinischen Marine 30 Taler und fertigte hiermit ein Modell im Verhältnis von 1:24, welches „selbstlagierend“ unter Wasser seine Bewegungsfähigkeit zeigte. Infolgedessen gestattete General Willisen eine Sammlung im hollsteinischen Heere und hierdurch, sowie durch die Unterstützung vaterländisch gesinnter Männer und der Admiralität zu Kiel wurde Bauer in den Stand gesetzt, sein Tauchboot zu bauen und zu vollenden. Das Schiff wurde jedoch, namentlich was die Stärke betrifft, nicht ganz nach den Angaben Bauers, und zwar aus Sparsamkeitsgründen, gebaut; er mußte seinen „Brand-Tauch-Apparat“ in einem höchst unvollkommenen Zustande praktischen Versuchen in der See unterziehen, und bei seinem großen Versuche am 1. Februar 1851

Janf das Schiff, und Bauer mit seinen Gefährten wurden nur dank seiner Geistesgegenwärtigkeit aus ihrer gefährlichen Lage errettet.

Aber der Erfinder ließ sich nicht entmutigen. Er wandte sich nach Oesterreich, wo die Weigerung des Handelsministeriums, die zu den Versuchen noch fehlenden 15 000 Gulden beizuführen, den ausichtsreichen Verhandlungen ein Ende machte. Er verhandelte dann mit den englischen Behörden — zunächst vergeblich, so daß Bauer schon den Heimweg angetreten hatte, als er auf Veranlassung des Prinzen Albert nochmals zurückberufen wurde. Er wurde in Verbindung mit Scott Russell, den Erbauer des „Leviathan“ gesetzt, dem zur Ausführung des Apparates 10 000 Pfund zur Verfügung gestellt wurden. Und jetzt war der Augenblick gekommen, wo die edlen Herren, mit denen der ehrliche Deutsche verhandelt hatte, da sie sich im Besitze des Geheimnisses glaubten, die Maske fallen ließen und erklärten, daß sie Bauers zur Ausführung des Apparates ferner nicht bedürften, und daß er das Etablissement zu verlassen habe. An seiner Stelle wurde ein Deutscher bestimmt, mit welchem er längere Zeit in vertraulichem Umgange gelebt hatte und der sich nicht entblödete, seine Stelle einzunehmen. Den ritterlichen Briten ist ihr Unterseeboot nachher mißlungen; Bauer aber eilte nach Rußland, wo ein neues Kapitel dieses Erfinderdramas anhub. Dort machte er sich nämlich bei der hohen und höchsten Beauftragung dadurch nützlich, daß er bei Gelegenheit einer Prüfung der Rechnungen der Fabrik 16 700 Silberrubel als unrichtig fröh. Von diesem Augenblicke hatte er begrifflicherweise den ganzen Schirm gegen sich, und eine unermessliche Reihe von Schikanen und Intrigen gegen den deutschen Erfinder war die Folge. Doch hatte Bauer die Genugtuung, daß er die Leistungsfähigkeit seines Unterseebootes in den russischen Häfen tatsächlich und unwiderleglich erweisen konnte. Schließlich freilich geriet auch die russischen Ansichten, Bauer wurde müde und kehrte in die Heimat zurück. Hauffs Schrift, die wir hier in ihren Hauptteilen auszugsweise wiedergegeben haben, blieb als das einzige Zeugnis der Leistungen zurück, die Bauer unter den schwierigsten Verhältnissen vollendet hat und die ihm für immer den Ruhm des ersten Erfinders des Unterseebootes sichern.

Vermischtes.

* Der alte Fritz und das Kleingeld. Die gegenwärtige Kleingeldnot gemahnt an zwei Anekdoten, die über den alten Fritz im Umlauf sind. Es wird erzählt, daß der König einst in Potsdam über den Marktplatzritt, just in dem Moment, als eine dicke Menge um zwei Streitende stand. Es handelte sich um einen Bäcker und einen Bauern, von dem der erstere Korn gekauft hatte, das er nicht der Verabredung gemäß halb in Kurant und halb in Sechspennigern bezahlen wollte, sondern bloß in letzterer Sorte. Der König wollte an Ort und Stelle höchstpersönlich den Handel schlichten und ermunterte den Bauer, doch darauf einzugehen, Geld sei schließlich Geld, und warum er denn die Sechspenniger nicht nehmen wolle. „Ja,“ sagte dann der Bauer kurz, „nennt Sie es denn?“ (nimmt Er sie denn?) Da blieb dem König nichts anderes übrig, als zu lachen und den Auftrag zu erteilen, man möge dem berechtigten Wunsche des Bauern willfahren. . . . Als ein andermal der große König die Berliner Kunstammer besuchte und sich auch das Münzkabinett zeigen ließ, verlangte er die schönste und prächtigste Medaille zu sehen. Als man sie ihm vorlegte, betrachtete der König sie lange; dann nahm er ein Sechspennigstück aus der Tasche, legte es daneben und sagte: „Wirklich, diese Münze gefällt mir viel besser!“

* Was Fords Friedensfahrt kostet. Was Mr. Ford aus Chicago mit seiner Friedensfahrt ausrichten wird, ist mehr als hübsches Stück Geld gekostet hat. Die Kosten der Gesellschaftsreise bis zu ihrer Ankunft in Christiania werden in der norwegischen Presse auf eine halbe Million Kronen, also etwa 560 000 Mark, angegeben. Allein für drahtlose Telegramme war bis dahin ein Aufwand von 40 000 Mark gemacht worden und an Trinkgeldern für das Personal auf dem „Oskar II.“ wurden 86 000 Mk. spendiert. Und das ist doch erst der Anfang; die Reise der Fordschen Gesellschaft soll ja noch nach Stockholm, Kopenhagen und dem Haag gehen und an letzteren Orte sollen weitere Friedensfreunde aus einer ganzen Anzahl anderer neutraler Länder zu ihr stoßen. Es ist also als sicher anzunehmen, daß die ganze Expedition Herrn Ford weit über eine Million Mark kosten wird, und wir fürchten, daß ihr Ergebnis dem Dichterworte entsprechen wird: „Ein großer Aufwand schließlich ist vertan.“

* Das Altbadenerwerden des Weißbrotes und seine Verhinderung. Durch den Erlaß des Nachtbaderbotes ist die Suche nach Methoden, welche das Altbadenerwerden des Weizenbrotes verhindern sollen, wieder dringend geworden, da die dafür gegebenen Vorschriften z. B. das Kösten der tagsvorher gebakenen Brötchen den Zustand des Frischgebäckens keineswegs wieder herstellen. Das Altbadenerwerden des Brotes beruht auf chemischen Vorgängen, einem sogen. „Altern des kolloidalen Systems.“ Beim Liegen geht das Weißbrot sehr schnell in einen veränderten Zustand über, indem sich die Wassermengen in der Krume, wo sie ursprünglich sehr reichlich, und in der Kruste, wo

sie sehr gering sind, ausgleichen. In einem geschlossenen Raume, wie z. B. in einer Brottrommel, wandert das Wasser aus der Krume in die wasserarme Kruste. Dadurch wird die weiche, elastische Krume krümelig, während die Kruste noch längere Zeit ihre Konsistenz beibehält. Je höher die das Brot umgebende Temperatur ist, umso schneller erfolgt das Altbadenerwerden des Weißbrotes. Das Verhindern des Wasserverlustes und die Regelung der Temperaturverhältnisse muß also dazu führen, ein Altbadenerwerden nicht entstehen zu lassen. Dies ist durch mikroskopische und kolloidchemische Untersuchungen von Verschaffelt und Ras gelungen oder wenigstens in die Nähe gerückt. Wie das Bayerische Industrie- und Gewerbeblatt mitteilt, kommen mehrere Methoden in Betracht. Man kann das frischgebakene Brot zur Vermeidung von Wasserverlust bei 50° C oder mehr aufbewahren. Die Krume bleibt dann frisch, die Kruste wird weich durch Wasseraufnahme. Wenn solch Brot wieder für kurze Zeit in den Backofen gebracht wird, härtet sich die Kruste und wird wieder knusprig. Die andere Methode arbeitet im Gegensatz dazu mit tiefen Temperaturen. In Kühlräumen — die allerdings viel kälter als die für die gewöhnlichen Nahrungsmittel sein müssen und die Temperatur der flüssigen Luft haben sollen — hält sich das Brot ebenfalls frisch. Aber auch in feuchten, gut ventilierten Räumen, wenn sie etwa 85 Prozent Feuchtigkeit enthalten, kann man dieselben Resultate erzielen. Die Durchfeuchtung des Aufbewahrungsortes wird durch Aufstellen von Schalen mit gesättigter Kochsalz- oder Chlorkalziumlösung erreicht. Ein Kicht zu handhabender Apparat, der eine Kochsalzlösung und einen Ventilator enthält, ist inslande, am Abend zuvor gebakenes Brot knusprig bis zum nächsten Morgen zu erhalten. Damit würde im Bäckereigewerbe die Nachtarbeit ein für allemal überflüssig werden und trotzdem der Verzehr seine Befriedigung finden. In Italien ist übrigens seit dem dortigen Nachtverbot ein ähnliches Verfahren eingeführt, indem am Abend die Bäcker den schon gegorenen Teig in Kühlräume stellen und ihn frisch ausbacken, was sich gut bewähren soll.

Büchertisch.

— Die Monatschrift „Die Frau“, herausgegeben von Selene Lange (Verlag W. Mofer, Buchhandlung, Berlin S. 14), widmet ihr soeben erschienenen Dezemberheft der Besprechung der Bevölkerungsfrage vom Standpunkt der Frau aus. In einem Aufsatz „Der seelische Hintergrund der Bevölkerungsfrage“ kritisiert Dr. Gertrud Wanner die Vernachlässigung sozial-psychologischer Tatsachen. Frau Anna Lindemann-Stuttgart behandelt unter dem Titel „Hausmutter und Volkskraft“ die Bedingungen häuslicher Kultur, die den Willen zur Elternschaft wieder stärken würden. Die Wirkungen der industriellen Frauenarbeit auf die Bevölkerungsbearbeit bespricht Dr. Marie Bernays. Dr. Agnes Bluhm bespricht unter dem Titel „Sozialpolitik und Massenhgiene“ die sozialpolitischen Maßnahmen, die zum Schutz der Volksgesundheit und zur Vermehrung der Volkskraft notwendig sind.

— Der Rosenhof. Roman von Lisa Wenger. Preis gebettet 3 Mk., gebunden 4 Mk. Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin. — Lisa Wenger schildert nicht die heutige Zeit der großen Hotels und des internationalen Fremdentreibens. Sie schildert deutsch-schweizerisches Familienleben zu einer Zeit, die mit der unserigen eine gewisse Ähnlichkeit hatte. Das Jahr 1870, in dem der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich die deutsch-schweizerischen und französisch-schweizerischen Sympathien in einen ähnlichen Widerstreit wie die Gegenwart versetzte, bildet den Höhepunkt der Entwicklung des Romans und bestimmt das Schicksal der Heldin, das über Entfremdung, Trennung schließlich doch zu einem guten Ende führt.

— Deutschlands Laten zur See. Die deutsche Beteiligung zur See von ihren Urankängen bis zum Weltkrieg. In 20 Bildern dargestellt von Kapitän z. S. a. D. Wittmer, Vorstand des Reichs-Marinemuseums in Berlin. (Montanus-Bücher, Band 8.) Erster Dreißigtausend-Druck. Verlag von Hermann Montanus, Siegen. Preis Mk. 2.—

— Nr. 39 des „Wieland“, die als Weihnachtsnummer erscheint, bringt ein farbiges Titelbild von Erich Schilling, ferner farbige Originalblätter: „Weihnachten 1916“ von Olaf Gulbranson usw. Der literarische Teil bringt ein altes Gedicht aus dem 16. Jahrhundert, den „Weihnachtsmarkt“ aus Walther Gottheils Berliner Märchen, die Skizze „Heimkehrende Herde“ von Ernst Szep usw. Preis des Festes 30 Pfg. („Wieland“-Verlag, G. m. b. H., Berlin W. 9.).

Verstärkter.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.
Regensburg — Strengnis — Jagen — Fischerin — Erdbeeren — Reifkleid — Gießhübel — Narrenvossen — Nichtswürdigkeit — Langmut — Spiegelberg.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Verrierrätsels in voriger Nummer:
Wilna; Alwin-Vina, Mi, Mi, Wat.